



Des Maien neue Botschaft.

Er kommt von Ost — im Sturmschritt eilt
Er her durch grünende Lande!
Er naht — sein Anblick Sieche heilt
Und sprengt der Sklaven Bande!
Der Jüngling, so licht, so hold und frei
Wie Morgensonne, der Erste Mai!

Laut pocht er an jeder Binsburg Tor
Und an jeder Hütte Scheiben:
„Ihr säumigen Schläfer, auf! empor!
Muß man in den Mai euch treiben?
Zum Fest und Kampfplatz kommt zur Stund',
Dort wird euch neue Botschaft kund!“

Sie fahren auf, sie schauen verduht:
Im Fenster eitel Sonne!
Den Sonntagsstaat zurechtgepuht!
Hinaus in Licht und Wonne!
Zum Sammelplatz wälzt sich eiltiger Hauf:
Der Erste Mai tritt selber auf!

Wahrhaftig, schaut, dort erhebt er sich schon
Auf grünumrankter Tribüne,
Gleich wie ein Cherub am Himmelsthron
Mit Feuer-Aug' und -Wiene.
Er spricht — Seid still! — Kein Laut im Rund!
Der Erste Mai gibt die Botschaft kund:

„Kleinmütige ihr, vergaßet ihr schon
Der Maienschwüre, der alten,
Weil zwei Jahrzehnte fast entflohn,
Seit Heerschau ich gehalten
Der Proletarier zum erstenmal
Dort zu Paris im Völkeraal?

„Vergaßet ihr — dreifach war der Eid,
Den ihr im Angesichte
Der ganzen Welt wir dort geweiht,
Dem heut' ich euch neu verpflichte:
Das Wahlrecht jedem! Allen die Wehr!
Acht Stunden Arbeit, nicht eine mehr!

„Wer wagt es heute zu sagen, daß dort
Amsonst die Völker geschworen?
Das Wahlrecht jedem! Prangt dies Wort
Nicht heut' an des Reichsrats Toren?
Hat euch der Mai im heiligen Krieg
Bisher nicht geführt zum ersten Sieg?

„Und dennoch schwankt ihr heute noch zag
Und klügelt, ihr Undankbaren!
Habt ihr schon den Achtkundentag?
Oder könnt ihr ihn gar ersparen?
Gehet ihr nicht noch wie Sklaven einher?
Wo habt ihr des freien Mannes Wehr?

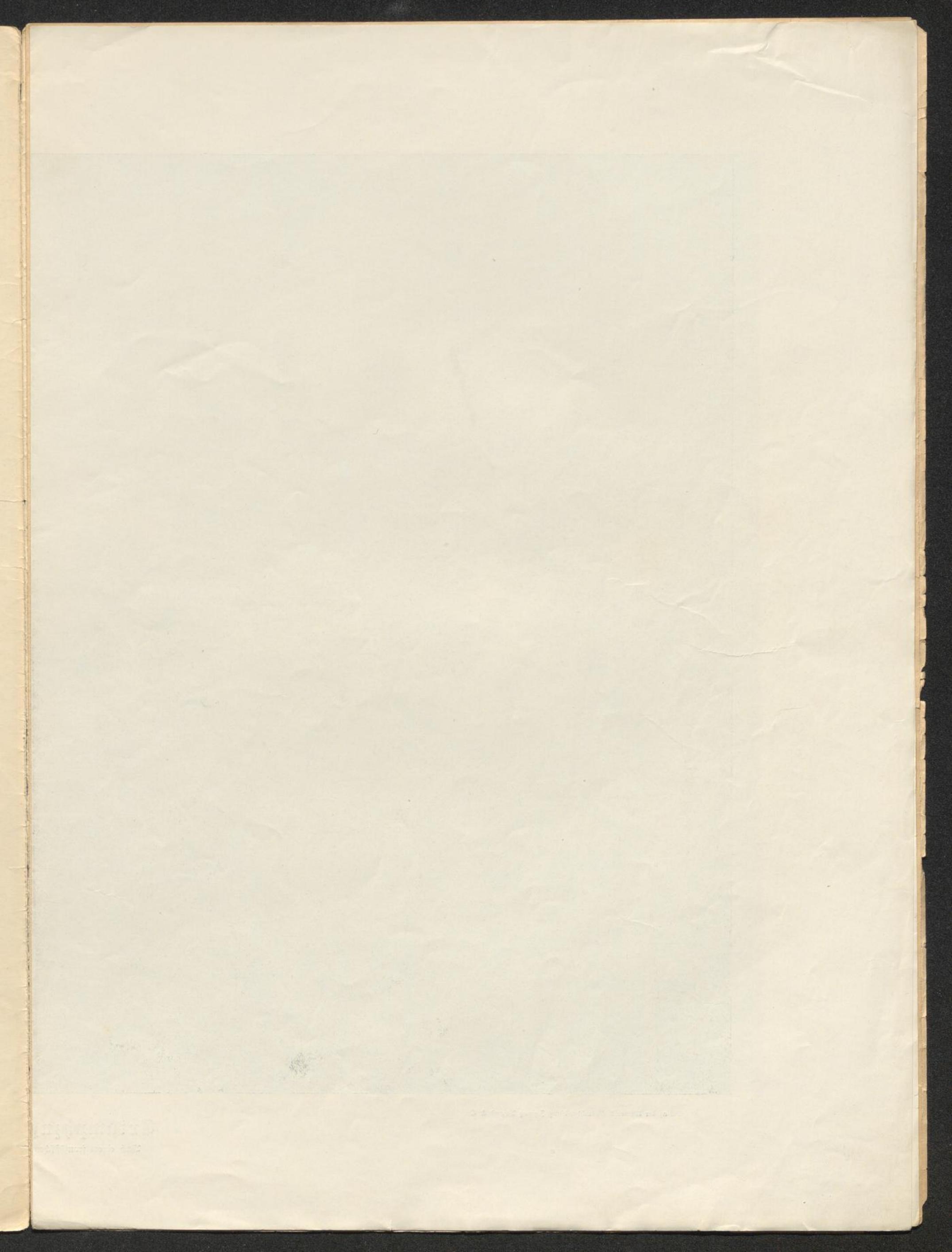
„Fehlt euch der Glaube noch an den Sieg?
O ihr kleingläubigen Bager!
Als wir begannen den heiligen Krieg —
Wie viele standen im Lager?
Ein kleines Schärlein zogen wir aus
Und brachten das gleiche Recht nach Haus“.

„Mein Maiensonnenauge schaut
Vom Auf- zum Niedergange:
Heut ballen sich kühn und kampfovertraut
Die Massen in stolzem Drange.
Wir müssen siegen, was kommen mag,
Und unser wird der Achtkundentag.

„Was gelten mir zwanzig Jahre Zeit,
Die einmal nun bald verklungen!
Noch zwanzig Jahre mutigen Streit
Und die heilige Acht ist errungen!
Noch zwanzig Jahre Schlacht um Schlacht
Und Molochs Sturz ist auch vollbracht!

„Was wollt ihr? Seid ihr auf Erden da,
Um darabend nur zu fronen?
Apostel seid ihr — das Reich ist nah —
Und die Enkel werden's euch lohnen!
Ich bin der Mai — ihr seid mein Heer!
Zu neuem Kampf — zu Sieg und Ehr!“





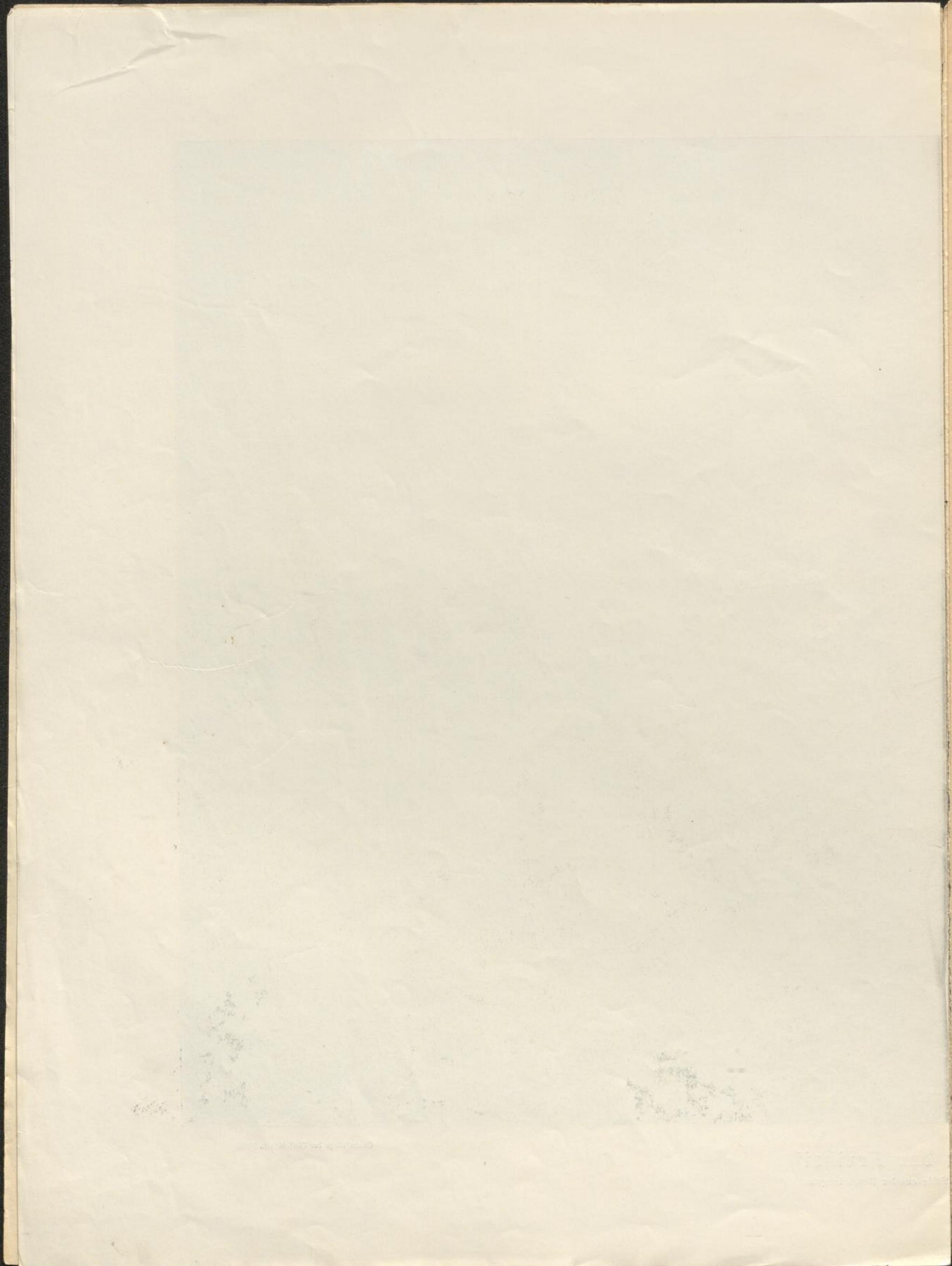


Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand & Co.

Triumphzug der Freiheit.

Nach einem französischen Stiche aus der Revolutionszeit.

Gratisbeilage der Malteserzeitung 1908.



Wölkerverbrüderung.

Die Proletarier aller Länder feiern am 1. Mai der Arbeit großen Festtag. Wo immer die Arbeiterklasse gegen politische Knechtschaft und kapitalistische Ausbeutung kämpft, erhebt sie heute ihre Stimme zum Ruf nach dem gleichen Recht im Staate, nach dem Achtstundentag in den Werkstätten und Fabriken, in den Bergwerken und auf den Feldern der Herren. Von einem Geiste fühlen sich heute die Arbeiter aller Nationen befeelt; wo immer sie der errungenen Siege sich freuen und zu neuen Taten sich rüsten, bekennen sie sich heute zu dem großen Gedanken der Verbrüderung der freien Nationen.

Dieses weltbürgerliche Einheitsgefühl, das heute die Arbeiter aller Völker erfüllt, ist völlig unverständlich den Großen und Mächtigen dieser Welt, die keine anderen Beziehungen zwischen den Völkern kennen als das kühle Mißtrauen, das Ränkepiel der Diplomaten, die blutigen Schreden des Krieges. Der Brüdergruß, den die Arbeiter aller Länder heute einander senden, gilt dem Bürgertum nur als Zeugnis schmählichen nationalen Verrats, der verbrecherischen Sorglosigkeit um des eigenen Volkes Geschick. Und dennoch ist der unsterbliche Gedanke der Völkerverbrüderung eine jener kostbaren Errungenschaften der größten Denker unseres Volkes, die das Erbgut der Arbeiterklasse geworden sind, seit der Begüterten feiger Verrat sie schmählich preisgegeben hat. Wir brauchen bloß einen flüchtigen Blick auf die neuere Geschichte dieses Gedankens zu werfen, um dieses harte Urteil über die Schuld des Bürgertums zu begründen.

Im XVIII. Jahrhundert ist Deutschland aus einem todesähnlichen Schlaf erwacht, in den es nach den furchtbaren Greueln des dreißigjährigen Krieges versunken war. Die Städte wuchsen, Handel und Wandel blühten, ein zahlreiches gewerblustiges Bürgertum gab der deutschen Kultur ein neues Gepräge. Wo ein Jahrhundert lang nur weltfremde Gelehrte und volksfremde Höflinge zu Worte gekommen, erhob nun eine breite Schicht gebildeter Bürger ihre Stimme. Die deutsche Sprache verdrängte die lateinische aus dem Wissenschaftsbetriebe, die französische aus dem geselligen Verkehr der gebildeten Volksschichten. Das junge Bürgertum trug eine neue Kultur mit sich empor: unsere klassische Dichtung und unsere klassische Philosophie sind seine Kinder.

Deutschland aber war damals kein Staat; es war zerplittert in ein paar Duzend Staaten. Die Deutschen hatten kein Vaterland, sondern sie waren eingezwängt in ein paar Duzend Vaterländer. Und was für Vaterländer! Diese deutschen Kleinstaaten haßte das junge Bürgertum als seine kleinlichsten und gehässigsten Feinde. Sie fesselten seine besten Söhne in ihren Gefängnissen, sie hemmten jede freie Regung des bürgerlichen Geistes und schlugen das bürgerliche Gewerbe in tausend Fesseln, sie veräußerten die Landesföhne um klingenden Sold an fremde Despoten, sie legten Bürgern und Bauern furchtbare Steuerlast auf, des Fürsten Brunstluft zu frönen. Man lese Schillers „Kabale und Liebe“, und wird dann sehen, was dem Deutschen damals sein Vaterland war!

Im Kampfe gegen diese Staaten hat das junge Bürgertum die Nation entdeckt und dem Staat entgegengesetzt. Als die unselige staatliche Zersplitterung Deutschland einem fremden Eroberer wehrlos zu Füßen geworfen, schrieb Friedrich Schiller: „Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruht nie auf dem Haupte seiner Fürsten. Abgesondert von dem Politischen, hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Reich unterginge, so bliebe die deutsche Würde unangefochten. Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, die von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist.“ An dem schmählichen politischen Schicksal Deutschlands

verzweifeln, stellte der große Dichter der Schande der Staaten die Größe der nationalen Kultur, der Schmach der staatlichen Zerrissenheit den Ruhm der kulturellen Gemeinschaft der Nation gegenüber. Und wie erst der an die lächerlichen Kleinstaaten gebundene Patriotismus von dem stolzen, an der Größe deutscher Kultur erstarkten Nationalgefühl überwunden ward, wurde die Forderung laut, daß auf den Trümmern der kleinen Despotien ein freies Gemeinwesen, eine große deutsche Republik das ganze deutsche Volk vereinigen solle. Die „Einheit des Volkes und des Staates“ forderte schon im Jahre 1802 Ernst Moriz Arndt.

Aber im Kampfe gegen das Elend der Vaterländer, mit denen eine unselige Geschichte das deutsche Volk beglückt hat, haben die Denker des jungen Bürgertums nicht nur die Nation entdeckt, sondern auch die Menschheit. Während Deutschlands Entwicklung die Trümmer der Geschichte belasteten und bedrückten, brach im Westen das französische Volk die Zwingburgen der Tyrannen und schuf sich aus eigener Kraft und nach eigenem Willen einen freien Staat. Kein Wunder, daß Deutschlands beste Männer ihr Vaterland damals nicht im heimischen Elend suchten, sondern bei dem fremden Volke, das die großen Schlachten im Kampf um die Freiheit schlug. Damals rief Fichte, Deutschlands männlichster Denker, dem „sonnenverwandten Geiste“, sich abzuwenden von dem „erdverwandten Patriotismus, der an der Erdscholle, dem Fluß, dem Berge haftet“, und sich dorthin zu wenden, „wo Licht ist und Recht“. Vor dem Eigendünkel, der der eigenen Nation Größe zu preisen meint, wenn er andere Völker schmählt und mißachtet, bewahrte das junge Bürgertum Deutschlands traurige Geschichte. In seinem Sinne sprach Herder, wenn er die Deutschen mahnte, „die Torheit der nationalen Selbstüberhebung auszujäten“.

So war das deutsche Nationalgefühl damals völlig frei von dem Laster des Hasses gegen andere Völker. Unsere großen Denker waren jeder nationalen Unterdrückung feind. „D, möchte doch nur“, rief Fichte aus, „den Deutschen sein günstiges Geschick vor allem Anteil an der Beute der anderen Welten bewahren.“ Einheit und Freiheit ersetzten unsere Großen dem deutschen Volk; aber die deutsche Nation sollte die errungene Größe nicht nutzen, andere Völker zu betriegen, sondern im freien Bunde sich mit ihnen vereinen. Zwischen freien Völkern gibt es keinen Anlaß zu Haß und Fehde. „Kabinette“, sagt Herder, „mögen einander bekriegen; politische Maschinen mögen gegen einander gerückt werden, bis eine die andere zersprengt. Nicht so rüden Vaterländer gegen einander; sie liegen ruhig nebeneinander und stehen sich als Familien bei. Vaterländer gegen Vaterländer im Blutkampf ist der ärgste Barbarismus der menschlichen Sprache.“ Und Wieland erklärte, es folge aus den „ersten Grundwahrheiten“, daß keine Nation das Recht habe, einem anderen Volke mit Gewalt eine andere Verfassung aufzudrängen, als die es selbst wolle. Die Verbrüderung der Völker, der freie Bund der freien Nationen war unserer großen Denker stolzester Traum. Darum fordert Immanuel Kant, der Begründer der deutschen klassischen Philosophie, unablässiges Streben nach dem großen Ziel eines großen Staatenbundes, einer Weltrepublik, die den ewigen Frieden zwischen den freien, sich selbst regierenden Völkern verwirklichen soll.

Diese Sehnsucht nach der freien Völker freiem Bunde, nach einer höheren Kultur, die alle Nationen umfaßt, galt einst den Denkern des deutschen Bürgertums als das auszeichnende Merkmal des deutschen Volkes. Der nationale Stolz rühmte gerade das weltbürgerliche, über alle nationale Besonderheit hinausgreifende Streben der Nation. Daß der Deutsche gern von anderen Völkern lernt, rühmt Wilhelm von Humboldt als „ein edles Streben nach idealischer Vielseitigkeit“. „Deutschheit ist Kosmopolitiz-

mus, mit der kräftigsten Individualität gemischt“, sagt A. W. Schlegel.

So stand Deutschlands größten Denkern weltbürgerliche Sehnsucht nach der Völker Verbrüderung nicht im Widerspruch zu ihrem Nationalgefühl. Die Einheit, Freiheit und Größe der eigenen Nation wollten sie nicht auf die Unterdrückung fremder Völker gründen; sie sollte im freien Bunde, in brüderlicher Gemeinschaft, in steter befruchtender Wechselwirkung mit den anderen Nationen erwachsen und erstarken.

Aber die Schreden der rauhen Wirklichkeit haben die schönen Träume des jungen Bürgertums nur allzubald zerstört. Als im Jahre 1848 der Sturm der Revolution durch Europa brauste, war die Stunde gekommen, den Traum zur Wirklichkeit zu erheben. Aber mit Angst und Grauen sah das Bürgertum die Nation, von der es geträumt, in lebendiger Wirklichkeit vor sich stehen. Diese Arbeitermassen, die sich so kühn, so opferwillig für die demokratische deutsche Republik, für die Verbrüderung der Völker schlugen, waren sie nicht dem heiligen Eigentum gefährlich, forderten sie nicht kürzere Arbeitszeit und höheren Lohn, trugen sie nicht den Aufruhr in die Fabriken und Werkstätten? Von der Nation haben unsere großen Denker und Dichter gesagt und gesungen; aber wie das Bürgertum sie verstanden, hat einer seiner ersten Wortführer, Hans v. Gagern, einmal bekannt: „Spreche ich von den Ansichten, den Wünschen, dem Urteil, dem hohen Interesse der Nation, so begreife ich sonder Zweifel nicht jedes Kind des Bettlers, sondern ich verstehe vorzugsweise den besseren, denkenden Teil, den Kern der Nation.“ Und nun heischten auch die Kinder des Bettlers ihren Teil an der nationalen Kultur, nun hatten sie sich erhoben, einen deutschen Staat zu erbauen, wie ihn Fichte geträumt, „ein wahrhaftes Reich des Rechtes, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für die Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblickten, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten: Für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt.“

Aus blinder Furcht vor dem Aufruhr der Arbeitermassen, zitternd um sein Eigentum und seine Profite, warf sich das Bürgertum der Reaktion in die Arme. Seither will es von der großen deutschen Republik, von dem freien Bunde der freien Nationen nichts mehr hören. Und als die Mächte der Vergangenheit den günstigsten Augenblick nutzten, mit der Knechtung des Arbeiters auch dem Bürger die Freiheit zu rauben, begnügte sich das geschredete Bürgertum mit den stumpfen Waffen der Kritik in der Schicksalsstunde, die die scharfe Kritik der Waffen verlangte. Aus schmählicher Angst vor dem Mitbürger im Arbeiterkittel hat das Bürgertum das große Vermächtnis seiner großen Denker verlan.

Freilich, ein Deutsches Reich ist dennoch entstanden. Aber es ward nicht geboren aus dem Willen der Nation, sondern zusammengeklittet durch den Ehrgeiz der Fürsten, durch die Kunst der Diplomaten, durch das Glück der Generale. Es ist nicht entstanden im freien Bunde mit freien Nachbarvölkern, sondern auf blutiger Wahlstatt. Es ist nicht das „Reich des Rechtes“, das Fichte ersehnt, sondern „das Reich der Reichen“, das Herwegh gebrandmarkt. Es ist nicht das Gemeinwesen der ganzen deutschen Nation; Millionen Deutscher leben außerhalb seiner Grenzen. Und wie das großpreussische Reich, den deutschen Namen schändend, im Innern auf Ausbeutung und Unterdrückung gegründet ist, so ist Ausbeutung und Unterdrückung fremder Völker seiner Bürger höchste Sehnsucht. In deutscher Dichtung, deutscher Kunst, deutschem Denken fand Schiller des Deutschen Würde; aber das Nationalgefühl des neudeutschen Bürgertums entzündet sich nicht mehr an dem Ruhm deutscher Kultur, sondern an der Vorstellung von Kriege-

schiffen und wohlgedrillten Bataillonen; die Entel der Bürger, die Fichte glücklich pries, weil ihnen jeder Anteil „an der Beute anderer Welten“ versagt, taumeln trunken vor Glück bei dem Gedanken an die Ströme Goldes, die aus der Knechtung ferner Völker, aus der Ausbeutung fremder Länder ihnen zuströmen sollen. Nicht Goethes „Faust“, sondern Krupps Kanonen sind der höchste Gegenstand ihres nationalen Stolzes.

Und wenn dieser Verzerrung des bürgerlichen Nationalgefühles doch noch eine gewisse Größe eignet, sollen wir erst erzählen von jenem Geiste der Kleinlichkeit, den wir selbst, die Deutschen außerhalb der Grenzen des Reiches, seit Jahrzehnten schauernd erleben? Von jenem deutschen Bürgertum, dessen politisches Wollen sich völlig erschöpft in dem verständnislosen Hass gegen fremde Sprachen, in dem engherzigen Kampfe gegen den kulturellen Fortschritt der anderen Nationen?

So ist dem deutschen Bürgertum nichts geliebt von dem großen Vermächtnis seiner Denker. Und dennoch ist ihre große Sehnsucht nicht heimatlos geworden. Das freie Gemeinwesen der deutschen Nation — es lebt, es ist Wirklichkeit im Bewußtsein der deutschen Arbeitermassen, die heute, am ersten Mai, einsich wissen in allen deutschen Ländern, von einem Gedanken erfüllt, von einer Leidenschaft beseelt, von einem Willen geführt, unbekümmert um die Schranken, durch die junkerliche Staatskunst und bürgerlicher Verrat sie geschieden. Der freien Völker freier Bund — er ist anschauliche Wirklichkeit am heutigen Tage, da die Proletarier aller Länder brüderlich einander grüßen, da die Arbeiterklasse aller Nationen, wie viel Sprachen sie auch sprechen mag, dennoch ihre Stimme vereint zu einem Verlangen, zu der Forderung nach gleichem Recht und menschenwürdigem Dasein. Der freie Bund der freien Nationen — er ist lebendige Wirklichkeit, heute erst für uns und in uns, er wird morgen Wirklichkeit werden für alle. Für die Verbrüderung der freien, der befreiten Nationen kämpfen die unübersehbaren Proletariatarmeen, die heute den Weltfeiertag der Arbeit festlich begehen. Millionen starker schwieliger Arbeiterfüße sind rastlos am Werke, das herrliche Gebäude zu bauen, dessen Plan unseres Volkes große Dichter und Denker im fernen Traume geschaut.

Otto Bauer.

Das freie Ungarn.

In seltsamer Stimmung und seltsamer Lage feiert Ungarn die sechzigste Wiederkehr seiner großen Revolution. Ist's nicht, als wären die Rollen vertauscht, als hätten die Führer und Vertreter des ungarischen Unabhängigkeitsgedankens die Traditionen der Wiener Reaktion übernommen, während die Wiener Hofburg ihren Vorteil darin erkennt, den Fürsprecher der Volksrechte zu spielen? Als in der Märzbewegung, in den Aprilgesetzen des Jahres 1848, in den Parlamentsverhandlungen und Kämpfen der folgenden Monate die Unabhängigkeit Ungarns — auch vor der Loslösung vom Hause Habsburg — in einem weit größeren Umfange, wie sie heute gemäß den Ausgleichsbestimmungen besteht, errungen und durchgeführt wurde, da war freilich auch der Gedanke der politischen Selbständigkeit und Staatsherrlichkeit die treibende, Gemüter bewegende Macht. Und nicht minder verrieten alle Maßnahmen der „ersten konstitutionellen Regierung“, an deren Spitze Graf Batthyány und Ludwig Kossuth standen, die Absicht des magyarischen Stammes, Vorrecht und Vorherrschaft dauernd zu begründen. Aber mit dieser nationalen Richtung der Geister ging doch eine demokratische parallel, die Befreiung der Nation war in einem gewissen Sinne zugleich eine Entlastung der unteren Schichten von ungerechten Bürden und eine Erweiterung ihrer Rechte.

Die Aprilgesetze des Jahres 1848, in denen sich das selbständige Ungarn seine Grundlage gab, sprachen nicht nur dem Staate die volle Oberhoheit in militärischen und finanzwirtschaftlichen Dingen zu, sie brachten auch dem Bauer die Abschaffung aller Fronen und Giebigkeiten, allen Bürgern des Landes die Gleichstellung mit dem Adel, der bisher allein politische Rechte besaß. Religions-, Preß- und Versammlungsfreiheit wurden verkündet. Der Adel verzichtete auf seine Steuerfreiheit. Für den Landtag und für die Komitatsvertretungen, in denen früher der Adel ein ausschließliches Recht innehatte, wurde jetzt das Wahlrecht nach einem Zensus auf die anderen Klassen der Bevölkerung ausgedehnt. Kossuth, der Vater, war es, der am nachdrücklichsten und leidenschaftlichsten für die liberalen Forderungen der Zeit sich einsetzte. Er begnügte sich nicht, der nationale Held zu sein, er trat auch als der feurige, glühend beredete Anwalt der sozialen Mäße und der politischen Forderung der breiten Schichten seines Volkes auf. Die Wirkung hievon war, daß die Revo-

lution ihre treuesten Anhänger in den Massen fand. „In der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts“, so sagt der Geschichtsschreiber Friedjung, der den Ungarn gegenüber sonst durchaus den österreichischen Standpunkt vertritt, „vernachlässigte das ungarische Königtum seine sozialen Pflichten, während der magyarische Adel sich in einer ruhmvollen politischen Blütezeit zum klaren Verständnis seiner Aufgaben aufschwang. Und niemand stand feuriger und beredter als Kossuth für die Befreiung des Landvolkes ein. So gelang es ihm, der Abgott des Bauers zu werden und darauf sein Volk zum Kampfe gegen das Haus Habsburg mit fortzureißen.“ Die Folgen der klugen und vollstündlichen Politik des Jahres 1848 gingen über die Revolution, über ihre Niederlage, über die anderthalb Jahrzehnte der österreichisch-zentralistischen Herrschaft hinaus. Bürger und Bauern ordneten sich in staatsrechtlichen und nationalen Dingen dem Adel unter, der sich durch seine zeitgerechte Nachgiebigkeit in der Schicksalsstunde Ungarns, die Führung der Nation gesichert hatte.

Aber nur die Macht, nicht die politische Besonnenheit und vom Liberalismus bloß der schmählich mißbrauchte Name haben sich von den Vätern auf die Söhne vererbt. Als das neue Ungarn im Ausgleich des Jahres 1867 endgültig und dauernd in seiner Selbständigkeit begründet wurde, schob sich der einstigen Einigkeit von Volk und Adel das berechnende, geschäftsmäßig abgewogene Bündnis des Großgrundbesitzes mit den nach Bereicherung lüsternen höheren Schichten des Bürgertums unter. Die nationale Unabhängigkeit rief nicht mehr die politische gesteigerte Kultus der „Nation“ wurde zum Deckmantel und Vorwand, die Macht einer beutegierigen und herrschsüchtigen Oligarchie zu begründen und auszubauen. Die einzige wirkliche Errungenschaft der Bachschen Zeit, die gleichmäßig geordnete staatliche Verwaltung, wurde beseitigt zugunsten der angeblühlichen durch die Tradition geheiligten Komitatsautonomie, die nichts anderes bedeutet als die Auslieferung eines guten Teiles der Staatsgewalt und der Steuereingänge an den Komitatsadel und seine bürgerlichen Geschäftsfreunde. Als ein historisches Kleinod wurde das amtliche Wahlrecht wiederhergestellt, das aus 19 Millionen Einwohnern kaum 800.000 Wähler heraushebt, und die Abstimmung, die für jeden Wahlkreis nur an einem Orte vorgenommen werden kann, zum Spiel der Willkür der Komitatsgewaltigen erniedrigt. Während die Ungarn jahrzehntelang von dem im Jahre 1848 erworbenen Freiheitsrumhe-

Gegner.

An einem ersten Mai vor mehreren Jahren landete ich abends in einem einladenden Gasthausgarten, um dort ein Nachtmahl einzunehmen.

In meiner unmittelbaren Nähe hatte sich eine Familie niedergelassen: Mann, Frau und zwei Kinder.

Der Mann sah aus wie ein kleiner, recht kleiner Beamter. Für diese Annahme sprach seine in einem mit „Spiegeln“ versehenen schlotternden Gehrock gehüllte magere Gestalt, und das karge Abendessen, das die Familie zu sich nahm, bestätigte es.

Einen Tisch weiter saß ein Arbeiter. Noch mit der roten Nelke im Knopsloch und dem glitzernden Maifestzeichen daneben.

Ich sah, wie der Mann mit der Familie sehr aufmerksam diesen Schmuck des Arbeiters fixierte. Er rückte eine Weile auf seinem Sessel wie unschlüssig hin und her. Schließlich wendete er sich dem Arbeiter zu und fragte:

„No, wie war's denn heut' unten im Prater?“

Der Trager hatte eine gewisse Gefäßigkeit in seinem Ton, und der Arbeiter schien das auch zu merken. Er lachte aber dennoch dem Neugierigen zu: „Wie soll's g'wes'n sein! So wie alle Jahr halt! Wunder schön!“

Der andere verzog das Gesicht.

„I bitt' Sie, übertreib'n S' do net so! Wie kann's a Bergnüg'n sein unter so viel Leuten?“

„Sie war'n halt jedenfalls am erst'n Mai no net unten im Prater, mein lieber Herr!“

„Könn't m'r aa net einfall'n nunterz'geh'n“, erieferte sich der andere mit so lauter Stimme, daß ihm seine Frau ängstlich die Hand auf die Achsel legte. Er schüttelte diese mit einer zornigen Bewegung ab. „Könn't m'r net einfall'n!“ wiederholte er. „An so an' Tag in 'n Prater nunterz'geh'n, wo ma kan Moment davor sicher is, daß was los geht!“

Der Arbeiter richtete sich jetzt auf, um eine scharfe Antwort zu geben. Der Familienvater kam ihm aber zuvor, indem er schrie:

„Vielleicht woll'n S' das gar abstreit'n, daß Jhna Erster Mai a g'fährliche G'schicht' is? Wir d'rzahl'n S' das net, der i no heut' die Eisengitter vor'm Fenster hab', die i mir a paar Täg' vor der allererst'n Maifeier aus Angst hab' mach'n lass'n!“

Der Arbeiter nahm jedenfalls an, daß der Mann tratscheln wollte. Er nahm sein Glas und setzte sich an einen entfernteren Tisch.

Ich wollte es mir aber nicht versagen, mit dem Schreier ein wenig anzubinden und suchte nach einer Anknüpfung.

„Wo war'n denn Sie heut'?“ fragte ich ihn, als ich die Gelegenheit für günstig erachtete. „Ihre Kinder san ja fast a'brennt und a Menge Blumen hab'n f' aa dort auf dem Sessel lieg'n!“

Der Mann erwiderte:

„In Lullnerbach war'n m'r! Gle in der Fröh san m'r naus und erst jetzt am Abend 'rein kommen.“

Wissen S', in unserer Fabrik hab'n nämlich die Arbeiter 'n erst'n Mai g'feiert und da hab'n halt mir Beamte aa frei kriegt. No und warum hätt'n mir denn das net ausnüg'n soll'n? Es war ja so a famoses Lagerl heut'! Ontlich wie neugebor'n is ma, wann ma' so an ganz'n schön'n Tag in der freien Luft zuabracht hat! Hab' i net recht, Frauert, gelt's ja, Kinder?“

Die Frau nickte und die Kinder lachten.

„No und wem hab'n S' denn den schönen Tag im Grund g'nommen eigentlich zu verdank'n?“ fragte ich recht ruhig.

„Wem? — So a — das is do —“

Der Mann stotterte Unverständliches, wollte auch auffahren, aber schließlich schwieg er fein still und ließ mich allein reden. Und ich brachte ihn so gut herum, daß er mir, bevor er fortging, noch ein Geheimnis anvertraute.

„Wissen S'“, sagte er, „i kann m'r halt net helfen! I hab' immer am Abend von an erst'n Mai so a blinde Mut in mir! Und was glaub'n S', warum? — Weil i net aa drunt' im Prater war! So gern möcht' i amol nunter und so neugierig wär' i auf das Leb'n und Treib'n da unt'n an dem Tag, aber i kann mi, was d'r Teuf'l warum, niemals ernstlich entschließ'n, nunterz'geh'n! Vor zwa Jahr war i schon auf der Stig'n, um obi z'geh'n in 'n Prater und bin wieder umkehrt. Und a ander's Jahr war i schon auf der Gass'n und wieder bin — bin i z'ruck! Und da gift' i mi halt auf d' Nacht so viel über mi selber! Aber pass'n

zehrten und ihn durch eine geschickt geleitete Propaganda im alten Glanz zu erhalten suchten, war im Lande selbst die Unterdrückung der nichtmagyarischen Nationen zu dem denkbar vollkommensten System der Brutalität entwickelt, das nur noch gesteigert und vervollkommenet wurde, als mit dem Aufkommen der Arbeiterbewegung der Haß der Herrschenden seine vergifteten Waffen gegen das Proletariat des eigenen Volkes kehrte.

Wohl kaum in einem anderen Lande haben sich Politik und Geschäft zu einer so unsauberen Gemeinschaft verbunden, bewegt sich die Raubgier politischer Abenteurer so ungehindert und ungestraft wie in Ungarn, wo stets ein starker Bruchteil der Abgeordneten mit dem wohlbegründeten Rufm ausgerüstet ist, die Diebstahls- und Betrugsparagrafen des Strafrechtes für den eigenen Gebrauch außer Kraft gesetzt zu haben. Und nirgends ist das Parteigetriebe so vollständig zum Cliquenwesen herabgedrückt, wie in dem Parlament, das in stets gleichbleibendem Pathos nicht müde wird, die Größe der Nation zu feiern, die es durch den Schmutz betrügerischer Handel und durch blutige Gewalttaten der Willkür besudelt und herabwürdigt. Die ruhmreichen Traditionen des Jahres 1848 halfen lange dazu die traurige Wahrheit vor den Augen des eigenen Volkes zu verbergen. Der Kampf gegen Wien, das Schlagwort von der völligen Unabhängigkeit verblendeten und betörten breite Massen und lenkten Interesse und Aufmerksamkeit von den Lebensfragen der politischen Entwicklung und des sozialen Gedeihens ab. Um so mehr, als die Unabhängigkeitspartei, geführt von dem Sohne Kossuths, und sich gehabend, als schloße sie alle Traditionen der großen Kampftage in sich, die politischen Freiheitsforderungen heuchlerisch auf ihr Wahlschild geschrieben hatte. Doch kaum jemals hat die Untreue ihrem Herrn so rasch und so gründlich den bösen Sold des Lasters eingebracht wie hier. Als die Kossuthianer zur eigenen Ueberraschung sich zur Mehrheit und Macht emporgehoben sahen, da folgten die Wahlversprechungen ihnen rächend am Fuße zum Sitze der Gewalt. Sie hatten mit dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht um Stimmen geworben, aber als Vertreter der rückständigsten Junkerklügel, als Geschöpfe der frechten Komitatsoligarchie müssen sie nichts mehr fürchten, als eben dieses allgemeine und gleiche Wahlrecht, das die arbeitenden Massen auf dem Lande und in der Stadt entfesseln würde.

So begann ihre Herrschaft mit dem offenen Verrat und den Verrat benützte nun der Gegner, die

Wiener Hofburg, die starken Trümpe des allgemeinen Wahlrechtes selbst auszuspielen. Gewiß, diese Wiener Wahlrechtsbegeisterung hatte kein anderes Motiv, als den Angriff auf die gemeinsame Armee abzuschlagen, dem belagernden Gegner im Rücken das eigene Volk als Feind zu erwecken. Allein, daß dieser waghalsige Zug glücken konnte, darin ist die ganze Schmach der ungarischen Koalitionsparteien ausgesprochen. Welch ein Schauspiel, daß in dem auf seine Selbständigkeit, auf die unverbrüchliche Geltung seiner Konstitution so stolzen Ungarn, ein ernannter, verfassungswidrig regierender Minister als Agitator für das Wahlrecht auftreten konnte, daß die breiten Massen des arbeitenden Volkes für ihn gegen das Parlament Partei ergriffen, daß das ungarische Abgeordnetenhaus mit Waffengewalt aufgelöst werden konnte, ohne daß sich im Land auch nur die leiseste Regung des Widerstandes geäußert hätte; daß endlich, als die Mehrheitsparteien mit dem König ihren Frieden machten, die Wiener Hofburg ihnen die Bedingungen diktiert und die Reform des Stimmrechtes auferlegen durfte! Wie ohnmächtig Parteien werden, die, auf das Privileg gestützt, von der breiten Grundlage des Volkes sich lösen, wurde noch nie so deutlich veranschaulicht wie in dem tiefen Fall der stolzen Kossuth-Partei.

Gebunden durch den Pakt, gedrängt von der anschwellenden Macht des organisierten Proletariats und bedroht durch die Aufstrebende der Nationalitäten, die im kroatischen Landtage wie im Pester Reichstag immer kühner ihr Haupt erheben, hat die Koalition zur List und Verschleppung ihre Zuflucht genommen und hofft die verspätete Erfüllung zugleich zu einer Fälschung zu machen, die Reform des Stimmrechtes bis zum Gegenteil ihres Zweckes und Sinnes zu verzerren. Sie spielt ein hohes Spiel und wird es verlieren. Als Kossuth, der Vater, am 11. Juli 1848, am Tage der Werscheker Schlacht, in der die Ungarn gegen die Serben kämpften, in seiner berühmtesten Rede das Vaterland in Gefahr erklärte und die Bewaffnung von 200.000 Mann forderte, da galt noch das neue Ministerium offiziell als die Regierung des Kaisers und Königs, und hatte trotzdem im eigenen Lande gegen die Serben und Kroaten des Jellachich um seine Existenz zu kämpfen. Die Freiheit Ungarns beherbergte ihren Todfeind innerhalb der eigenen Grenzen. Und doch scharte sich damals das gesamte magyarische Volk hinter seinen Führer. Die nationale Grundlage des ungarischen Staates hat sich seither nicht verbreitert, aber Kossuth, der Sohn, steht nicht nur gegen die

Nationalitäten, er steht auch gegen die Masse des eigenen Volkes im Kampf. Es ist ein Kampf, der, wie und wann er auch ende, nur mit einer zerschmetternden Niederlage enden kann.

Karl Leuthner.

Ein Maiabenteuer.

Die erste Maiseier der Wiener Arbeiterschaft — die ewig bewundernswürdige, die einem jähen Verchenaufstiege gleich und die uns das große Weltwunder des Frühlings ins Menschliche überseht, hatte ich jubelnd mitgemacht. Es war unbeschreiblich schön gewesen, und wie ich so mitten darin war im Triumphzug des wieder zum Leben erwachten Balbur, hatte ich mich wie ein Priester des lichten Gottes gefühlt. Als dann die Arbeiterklasse zum zweitenmal ihre symbolische Vermählung mit dem Frühling vollzog, war ich auch dabei. Am dritten Maiabend aber sollte ich traurig abseits stehen, denn ein gewaltiger Herr, dem mächtige Zwangsmittel zu Gebote stehen, hatte mich in seinen Dienst berufen. Der freie Priester Balbur hatte sich in einen Leibeigenen Molochs verwandelt . . .

Aber es kam eine schwere Versuchung, der ich erlag. Der 1. Mai des Jahres 1892 ging nicht vorüber, ohne daß ich Molochs hartes Geßel brach und ein Militärverbrechen beging. Das geschah so. Die Garnison hatte an diesem Tage strenge Bereitschaft. Man hatte Kriegstaschenmunition ausgegeben. Wie strobende Enter hingen die Taschen von den Lenden und straff spannte sich die lederne Hülle um die bleischweren Patronenpakete. Mir ging es noch schlimmer als denen, die bloß Bereitschaft hatten, ich war für den Wachdienst ausgeschrieben. Noch dazu für den qualvollsten Wachdienst, welchen es in der Garnison gab — den im Garnisonssingulierspital. Man hatte nämlich für die Soldaten, die dort Posten stehen müssen, eine raffinierte Marter ausgeklügelt, die der Erfindungsgabe des Folterknechtes, der sie erfunden hat, alle Ehre macht. Es wurde dort nämlich zur Nachtzeit ein Posten in den Krankenfaal gestellt. Er mußte bei der Türe wie angewurzelt stehen bleiben und durfte sich nicht rühren. Um ihn herum lag alles im tiefsten Schlaf, er aber sollte aufrecht auf einem Flecke stehen bleiben. Die franken Häftlinge waren so mitleidig oder so böshaft, ihm eine Bank hinzustellen, er durfte sich aber nicht setzen. Der massive Tschako lastete auf seinem Haupte, die schweren Patronentaschen drückten ihn nieder und eine zermalmende Müdigkeit besiel ihn. Rings von Schlafern umgeben, deren monotone Atemgeräusche seinen Sinn wie leise Wiegenlieder umspannen, mußte er sich dennoch wach erhalten. Mit furchtbarem Willensaufwand spreizt er seine Augenlider und schläft nun mit offenen Augen. Wirre Traumbilder umgaukeln ihn, bis er sich zeitweilig jäh emporeißt. Im nächsten Moment aber scheint es schon wieder, als ob ihm der Tschako das Hirn aus dem Kopfe presse und als ob es bei den Augenhöhlen herausquellte. Was bewacht er da eigentlich? Nichts als sich selbst! Sich selbst gegen die furchtbare Gefahr des Niedersinkens, gegen die brünstigen Lockungen der süßen Schlaf-

„S' nur auf, Herr, amol kumm' i do no abi in 'n Prater!“ . . .

Noch einen anderen Praterneider und Maiseier-
raisonneur habe ich kennen gelernt. Einen ganz merk-
würdigen Kerl!

Es war ebenfalls an einem ersten Mai.

Ich saß schon sehr früh in einem Kaffeehaus,
um noch, bevor ich in eine Versammlung ging, die
Zeitungen zu lesen.

Eine Sorge quälte mich.

Das Wetter.

Der Himmel war eintönig wie ein großes,
graues Umhängtuch und nur hie und da trafen
einige Sonnenstrahlen die belebten Straßen. Es war,
als wolle die Sonne durchaus nicht erwachen, als
täte sie nur immer ein Auge auf, um es gleich wieder
übelkannig zu schließen.

Herrgott, wenn es nachmittag regnete!

An einem der nächsten Tische saß ein Herr,
der denselben Kummer zu haben schien. Es war ein
schöner Herr mit einem prächtigen Bauche, rosigen
Gesicht und weißem Badenbarte.

Als der Cafetier ihm einen guten Morgen
wünschte, überfiel ihn der Gast mit der Frage:

„Glaub'n S', daß 's regnen wird?“

Als der Markör ihm seine Melange brachte,
stotterte er diesen an:

„I glaub' bestimmt, daß 's 'n heutigen Tag
verregn't! Was glaub'n Sie?“

Zu dem Pikkolo sagte er:

„Na, heunt bleibt's net schön, sicher net!“

Immer wieder ließ er seine Augen suchend über
das Firmament gleiten. Plötzlich schoß er auch auf
mich die Frage ab:

„Was glaub'n Sie? Wird's regnen heut?“

Ich zuckte die Achseln.

Das betrachtete er als eine Einladung, mir
sein Vertrauen zu schenken.

Er sagte:

„'s ganze Jahr interessier' i mi net so fürs
Wetter, wie in die lezt'n Apriltag und am erst'n
Mai. Schon in der Fruah, kaum daß i aus'n Bett
bin, renn' i zum Fenster und schau, wie's ausschaut
drauß'n. Ja, wann die Unsicherheit net war! Aber
amal kummt's Blaue vüra und dann schaut's wieder
aus, wie wann jeden Moment was kumma müäßt!
Ma kann si aa auf nix verlass'n. Aufs Rheuma-
tische net, auf die Barometer net und auf die Wetter-
mand'ln net!“

Ich dachte mir: „Du guter Mensch! Es ist
wahrhaftig edel, so l'che Angst um das Wetter des
ersten Maitages zu haben. Ich will ja auch, daß es
schön bleibe, aber so tief nehme ich die Sache doch
nicht wie du!“

In diesem Moment schrie der Mann auf:

„Haha, mir scheint, es spritzt schon drauß'n!
Ja, unser Herrgott was halt, was er tuat. Und i hab'
schon so a Wut g'habt, weil's do so ausg'schaut hat,
als ob's no schön wer'n könnt'. Haha, zahl'n, zahl'n!“

I muß auf, auf die Gass'n und mir die G'sichter
von die Sozi anschau'n, wann's drauf los schütt'l.
Und schütt'l soll's wie mit Schaff'ln, daß eahna nur
ja die Freud' an eahner Praterremasuri v'rdu'r'n
wird! Ja, wie g'sagt, unser Herrgott was, was er
tuat! Aber mir scheint — mir scheint gar — es
regn't ja gar net! — Und — Himmelsherrgottfakta-
ment, durt kummt die Sunn' auffa! Ja aber —
ja — aber — da —

Tiefbekümmert quetschte er sein Gesicht an die
Fensterseibe, und als die Sonne immer mehr her-
vordrang, jammerte er:

„Ja, wann nur wenigstens a rechter Spritzer
kummat, a Spritzer nur, daß die Leut' ag'schreckt
wer'n vom Abigeh'n!“

Er fragte noch einmal den Cafetier, den
Markör und den Pikkolo um ihre Meinung, dann
ging er gebeugt hinweg . . .

Der Gute wird nicht ruhig sterben können. Ist
es doch gewiß sein Wunsch, daß die Maiseier einmal
wegen schlechter Witterung abgesetzt werden möge,
und ach, das wird er doch vielleicht nicht erleben!!

Wer von uns hat solche und ähnliche Käuze
nicht kennen gelernt? Diese Käuze, die sich so oft
und tüchtig ihre Nasen an unserem Maibaum blutig
rennen, an dem Maibaum, in dem die Säfte einer
neuen Kultur so lebenswarm emporquellen!

Hans Pilz.

fiere, deren schreckliche Krallen er kennt: Pflichtverletzung im Wachdienst! Ein Jahr Stockhaus! Ein Jahr Nachdiener!

Gerrlich schön war dieser Maientag, und ich mußte ins Garnisonsspital auf Wache! Und kaum war ich dort und hatte abgehängt, so hieß es sofort wieder das Gewehr schultern und hinaus auf „Bedeckung“. Nicht genug, daß man Posten stehen muß, soll man auf dieser angenehmen Wache auch die postenfreie Zeit als Bedeckungsmann bei irgend einem der kranken Häftlinge verbringen, der sich im Garten ergeht oder der außerhalb des Krankensaales irgendwelche vom Profosjen anbefohlene Arbeiten verrichtet. Man wies mir die „Bewachung“ eines Kranken zu, der im Garten auf einer Bank lag, die ein voll erblühender breitästiger Lindenbaum überschattete. Der Mann sei sehr schwer krank, hieß es. Lungenschwindsucht im vorgerücktesten Stadium. Werde schwerlich wieder hinauskommen.

Das dachte ich mir übrigens auch gleich, als ich den Unglücklichen röchelnd und stöhnend daliegen sah. Teilnehmend betrachtete ich ihn, zugleich aber auch neugierig, denn er sah für einen Militärhäftling recht sonderbar aus. Es war ein kleines verschmupftes, bärtiges Männchen, das hoch in den Dreißigern sein mochte und noch viel älter aussah. Seltsam kontrastierte mit diesem Aussehen die Distinktion des Gefreiten, die ja gewissermaßen ein militärisches Jugendabzeichen ist. Der Kranke nahm meine verwunderte Miene wahr und las wohl auch die Teilnahme in ihr. So begann er mir in kurzen, jäh zerhackten Sätzen, zwischen denen durch er immer eine Weile pfeifend röchelte, zu erzählen, wie es um ihn siehe. Er nannte zunächst einen schwer auszusprechenden polnischen Namen, den ich seither längst vergessen habe. Er sei aus Russisch-Polen, aber österreichischer Staatsbürger. Habe deshalb auch in Oesterreich sein Freiwilligenjahr abgedient. Dann sei er in die Schweiz gegangen, habe technische Studien obgelegen und sei in der Welt als Ingenieur herumgekommen. Vornehmlich aber habe er in der Schweiz und in Kongreßpolen gelebt. Die Waffenübungen habe er alle verfaßt und deswegen werde er als Deserteur behandelt. Als er schwer krank nach Wien gekommen sei, um Heilung zu suchen, habe man ihn verhaftet und ins Militärinquisitionsspital gebracht. Schon zehn Monate warte er auf die Verhandlung, aber gegen einen Kranken verhandeln sie nicht, sondern sperren ihn im Spital ein, bis er stirbt. Das werde aber nun nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Der Kranke röchelte nun schwer und bekam einen Hustenanfall. Dann schwieg er eine Weile ermattet. Ich schwieg auch, denn ich mußte ja schweigen. Kein Wörtchen der Teilnahme durfte ich fallen lassen, denn das wäre schon Pflichtverletzung gewesen.

Da erhob sich der Kranke, atmete schwer und sagte dann: „Sehen Sie mir, wie schön es heute ist. Wie alles blüht. Wenn ich nur in Freiheit sterben könnte. Heute am ersten Mai, mitten unter den anderen, den Lebenden! Aber Sie wissen ja gar nicht, was das ist, der erste Mai!“

Da konnte ich mich nicht länger zurückhalten und flüsterte: „O ja! Ich weiß das sehr genau! Und ich möchte auch gern frei sein und draußen mitun!“

Mit jähem Ruck fuhr der Todkranke empor, richtete sich auf und sah mich scharf an. Sein Blick verklärte sich. Er streckte die Hand aus und bot sie dem jungen Soldaten zum Brudergruß. Der Wächter aber tat das Gewehr, an dem das gepflanzte Bajonett drohend startete, in die Linke, erwiderte den Händedruck und flüsterte: „Hoch die Internationale.“

Mein rasch gewonnener Freund wurde nun gleich wieder traurig und seufzte: „Lesen möchte ich so gerne, wie es draußen steht! Ach, wenn ich noch einmal in meinem Leben lesen könnte, was meine Seele erlabet.“

„Das werden Sie“, sagte ich, „und zwar noch heute!“

Einige Minuten später wurde ich abgelöst und war nun eine Weile frei. Diese Zeit galt es zu benutzen. Es war gegen 2 Uhr, und bald mußte der Zug der Währinger und Döblinger Genossen in der Nähe vorbeikommen. Ich erbat „gehorsamt“ vom Wachkommandanten die Erlaubnis, Tabak und Zigarren kaufen zu gehen, und erhielt sie. Zwei Minuten später war ich in der Währingerstraße. Ich hatte Glück. Eben zogen die Währinger Genossen vorbei. Das Herz lachte mir im Leibe, wie ich die Maizeichen silbern blinken sah. Im Nu war ich mitten im Gedränge. Neugierige und leider auch feindselige Blicke streiften mich. Da raunte ich dem nächsten Besten etwas zu. Andere hatten es auch gehört, und die feindseligen Blicke verwandelten sich gar rasch in recht freundliche. Mehrere Hände streckten mir rasch entgegen, was ich begehrt, und sofort verschwand alles, was ich erhielt, unter meinem Waffenrock, dann ging ich um Tabak...

Ein leiser Lusthauch strich durch den Spitalsgarten, dessen junges Grün im Sonnenlicht badete. Milde duftete der erblühende Flieder und eine Amsel hüpfte trällernd von Strauch zu Strauch. Mitten im Frühlingsweben lag mein sterbender Genosse. Kein Krankenhüter kümmerte sich um ihn, er bedurfte ja keines. Ein bißchen Frühlingsluft mochte man ihm gönnen, und so durfte er noch auf seiner Bank liegen bleiben, als die anderen Kranken schon längst wieder in die Spitalsküche gepfercht waren.

Der Garten war bereits menschenleer, als ich wieder an die Reihe kam, den in Waffen starrenden Wächter eines sterbenden Gefangenen zu spielen. Niemand ahnte, als ich brummend das Gewehr schulterte, wie gerne ich diesmal auf „Bedeckung“ gehe.

Ich war bereits sehnsüchtig erwartet und ein fragernder Blick traf mich aus erlöschenden, grauen Augen. Ich wartete, bis der Kamerad, den ich abgelöst hatte, außer Sicht war, und wandte mich nochmals vorsichtig um. Wir waren allein, und nun beging ich das Militärverbrechen. Ich zog unter dem Waffenrock ein zerknülltes Papierpaket hervor und warf es blühschnell dem Kranken auf die Decke. Mit zitternden Händen griff er nach dem Schatz und barg ihn, nachdem er die Decke über sich gezogen hatte, unter dem zerschlissenen Militärmantel, in den man seinen verfallenen siechen Leib gehüllt hatte. Ich raunte ihm noch zu: „Unsere Arbeiter-Zeitung und unsere Maifestschrift.“

Sehr bald wurde ich abgelöst, um den Wachposten auf dem Spitalsgange zu beziehen. Meinen armen Freund, den sie in einem anderen Spitaltrakt untergebracht hatten, sah ich dann nicht mehr. Als ich wenige Wochen später wieder dorthin auf Wache kam, war er schon begraben.

Hugo Schulz.

Die Gewerkschaften und die Maiforderungen.

Wenn wir einen Rückblick auf die Entwicklung der Arbeitsbedingungen seit den Beschlüssen des internationalen Kongresses von 1889 werfen, finden wir erhebliche Verkürzungen der Arbeitszeit, Verkürzungen, die den Arbeiterinnen wie den Arbeitern jedes Alters zugute gekommen sind. Weit mehr als die Gesetzgebung verdanken wir diese Fortschritte den Gewerkschaften, die seit dem Jahre 1889 eine ganz außerordentliche Entwicklung genommen haben. In Deutschland wie in Oesterreich haben sich die Gewerkschaften in diesen 19 Jahren zu kräftigen Zentralverbänden entwickelt. Die Mitgliederzahl der Gewerkschaften im Deutschen Reich wie Oesterreich hat sich seit 1889 mehr als verzehnfacht. In Großbritannien und Island ist zu den alten mehr konservativen Gewerkschaften eine Organisation der ungelerten Arbeiter gekommen, die neue Formen der Gewerkschaften, den Neu-Unionismus, geschaffen haben, der einer der Ausgangspunkte des Sozialismus in Großbritannien wurde. Die Zahl der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter ist auch in dem Heimatlande der beruflichen Arbeiterorganisation stetig gewachsen. In Dänemark ist unter ununterbrochenen harten Kämpfen mit dem Unternehmertum die Gewerkschaftsbewegung zu einer der bedeutungsvollsten Machtfaktoren geworden, in einer ganzen Reihe von Gewerben sind die Unorganisierten fast vollständig verschwunden, ist einzig und allein die Anschauung der Gewerkschaften für die Auffassung der Arbeiter über ihr Verhältnis zu den Unternehmern maßgebend geworden. In den andern skandinavischen Ländern, in Schweden und Norwegen, auch in Finnland, hat die gewerkschaftliche Arbeiterbewegung, meist stark von Dänemark beeinflusst, Fortschritte gemacht. In letzten Jahren sehen wir trotz aller Verfolgungen auch in Rußland die gewerkschaftliche Bewegung zu einem wichtigen Organ der Arbeiterchaft werden. In voller Deffentlichkeit wirkend hat die russische Gewerkschaftsbewegung die Forderungen der Sozialdemokratie gestützt und gefördert und gleichzeitig eine ganze Reihe erheblicher Arbeitsverkürzungen durchgesetzt. Sind die Fortschritte der Gewerkschaftsbewegung besonders stark in den germanischen Ländern, so sehen wir doch auch in Belgien die lange vernachlässigte Gewerkschaftsbewegung zu innerer Kräftigung und äußerer Wirkung gelangen. Früher als Belgien kam Holland zu einer von sozialdemokratischem Geiste erfüllten, innerlich starken Gewerkschaftsbewegung. Die rein romanischen Länder Frankreich, Italien, Spanien und Portugal haben langsamere Fortschritte der Gewerkschaften zu verzeichnen, aber im Vergleiche mit dem Stande von 1889 ist auch in diesen Wirtschaftsgebieten ein erhebliches Fortschreiten zu konstatieren.

Die Arbeiterschussforderungen des internationalen Kongresses von 1889, für die am 1. Mai die organisierten Arbeiter aller Länder demonstrieren, sind für die Gewerkschaften Zielpunkte ihres Strebens ge-

worden. So wichtig und so notwendig die Erhöhung der Löhne für die Arbeiter ist, so selbstverständlich es ist, daß die Gewerkschaften der Verbesserung der Lebenslage der Arbeiter ununterbrochen ihre Aufmerksamkeit zuwenden, so ist doch für alle Gewerkschaften die Verkürzung der Arbeitszeit das wichtigste Kampfesziel geworden. Die Streiks, die auf die Verkürzung der Arbeitszeit hingen, haben in den meisten Gewerkschaften den Vorrang vor den Lohnkämpfen, die ausschließlich die Erhöhung der Löhne bezwecken. Das ist sicherlich in hohem Maße charakteristisch für das ideale Streben der Gewerkschaftsorganisationen aller Länder. Diese Bevorzugung der Verkürzung der Arbeitszeit in der gewerkschaftlichen Aktion liegt im Geiste der Beschlüsse über die Maifeier.

Sicherlich wirkt die Verkürzung der Arbeitszeit auch auf die Erhöhung der Löhne, wodurch weitere Voraussetzungen für die kulturelle Hebung der Arbeiterklasse geschaffen werden. Damit werden die Gewerkschaften zu einem wichtigen Faktor des Befreiungskampfes der Arbeiter, dessen endlicher Erfolg die kulturelle Hebung der Arbeiterklasse, die erhöhte Lebenshaltung, größere geistige Bedürfnisse zur Voraussetzung haben. All das ist aber nur denkbar, wenn das Leben des Arbeiters nicht bloß erfüllt ist von Mühe und Plage im Dienste des Unternehmertums, sondern auch Zeit übrig läßt für Muße und Ruhe, für Erholung und Erhebung, für Unterhaltung und Bildung, für Erziehung der Kinder und für die eigene. Ohne Verkürzung der Arbeitszeit ist ein menschenwürdiges Leben der Arbeiterklasse nicht denkbar. Die lange Arbeitszeit hindert ein Familienleben der Arbeiterschaft, hindert eine Einwirkung von Vater und Mutter auf die heranwachsende Generation. So zeigt sich in der Verkürzung der Arbeitszeit neben den Vorteilen für die Gegenwart auch der Nutzen für die Zukunft. Dies wird nicht nur in geistiger und moralischer Beziehung der Fall sein, sondern auch in körperlicher Beziehung. Die durch die Arbeit nicht völlig erschöpften und ausgeemgerten Proletarier-Ehepaare werden kräftigerer Kinder sein als die früheren Generationen, die 12, 13 und mehr Stunden arbeiteten.

Die Verkürzung der Arbeitszeit muß dem Unternehmertum in ununterbrochenen gewerkschaftlichen Kämpfen abgerungen, abgezwungen werden. Und doch sind gerade die Länder mit der kürzesten Arbeitszeit die blühendsten Industrielländer geworden. Die Verkürzung der Arbeitszeit, die Hebung der Arbeiterklasse, hat die Konkurrenzfähigkeit der sozial fortgeschrittenen Länder gegen die rückständigen Gebiete erhöht. Unsere Scharfmacher, die eingeschwornen Feinde der Sozialpolitik, die ruhelosen Eiferer gegen jedes Koalitionsrecht, die ununterbrochenen Verleumder jeder Arbeiterbewegung und insbesondere der Gewerkschaftsbewegung, müssen in der Türkei, wo es keine Arbeiterschutzesetze, wo es keine Gewerkschaftsbewegung, wo es kein Vereinigungsrecht der Proletarier gibt, das Goldland des Unternehmertums, das Vorbild des kapitalistischen Zukunftsstaates sehen. Aber selbst der verbissenste Unternehmertnecht hat nicht die Türkei als Vorbild für uns anzuführen gewagt. Sehnsüchtig und voller Neid blicken unsere Unternehmer auf die industrielle Entwicklung Großbritanniens und des Deutschen Reiches, der Vereinigten Staaten von Amerika und der schweizerischen Eidgenossenschaft wie auch Belgien. Aber in all diesen Ländern herrscht ein freies Koalitionsrecht, auch in Deutschland eines, das die Entwicklung der Gewerkschaften und große Streiks nicht verhindern konnte.

In den Handelskammerberichten, wo die Bekennnisse der österreichischen Unternehmer niedergelegt werden, finden sich ununterbrochen Klagen über die industrielle Konkurrenz des Deutschen Reiches. Aber in diesem sind 2 Millionen Arbeiter in sozialdemokratischen Gewerkschaften und mehrere Hunderttausende in anderen Berufsorganisationen vereinigt. Dort ist die Arbeitszeit gekürzt, dort finden zahlreiche Kämpfe um die Verringerung der Arbeitszeit statt. Mehr als

50 Jahre herrscht in England schon der Zehnstundentag und die englische Industrie ist noch immer eine der bedeutungsvollsten der Welt. Gerade bei den Klagen der Unternehmer über die aufsteigende Arbeiterbewegung ist es gut, zu gedenken der Rede, die der berühmte englische Historiker und Politiker Macaulay am 22. Mai 1846 in einer Debatte über die Verkürzung der Arbeitszeit im englischen Parlament hielt. Einige Stellen seien in Erinnerung gerufen:

„Würden Sie den freien Arbeiter Englands wie ein bloßes Rad oder wie eine Rolle behandeln? Verlassen Sie sich darauf, daß angestrenzte Arbeit, welche zu früh im Leben beginnt, jeden Tag zu lange fortgesetzt wird, das Wachstum des Körpers hemmt, das keine Zeit für gesunde Bewegung, keine Zeit für geistige Ausbildung übrig läßt, jenen hohen Eigenschaften, welche unser Vaterland groß gemacht haben, schaden muß...“ „Der Mensch, die Maschine aller Maschinen, die Maschine im Vergleich zu der alle Erfindungen der Watts und Arwrights wertlos sind, bringt sich in Ordnung und gewinnt neue Spannkraft, so daß er am Montag zu seinen Arbeiten mit hellerem Verstande, mit lebhafterem Geiste, mit erhöhter Körpertätigkeit zurückkehrt. Niemals werde ich glauben, daß das, was eine Bevölkerung kräftiger, gesunder, weiser und besser macht, genüge, sie schließlich ärmer machen zu können. Sie versuchen uns, besorgt zu machen, indem Sie uns erzählen, daß die Kinder in einigen deutschen Fabriken an jedem Tage siebzehn Stunden arbeiten, so angestrengt arbeiten, daß unter Tausenden nicht eines zu finden ist, welches eine solche Größe erreicht, um in das Heer zugelassen werden zu können. Sie fragen dann, ob wir, wenn wir dieses Gesetz annehmen, gegen eine Mitbewerbung, wie diese, uns möglicherweise behaupten können? Mein Herr, ich lache bei dem Gedanken an eine solche Mitbewerbung. Wenn wir jemals gezwungen sind, die erste Stelle unter den Handelsvölkern aufzugeben, so werden wir sie nicht an ein Geschlecht entarteter Zweige verlieren, sondern an irgend ein Volk, welches an Geist und Körper ausgezeichnet kräftig ist.“

Damals freilich hatte sich der preussische Militärstaat schon ein erstes, wenn auch ungenügendes Kinderschutzgesetz gegeben, weil die Militärverwaltung einsah, daß die weitere unbeschränkte Ausbeutung der heranwachsenden Jugend den Staat Blüchers wehrlos machen würde, weil keine Soldaten vorhanden sein würden, die ihn verteidigen könnten.

England ist trotz aller dunklen Prophezeiungen über die Vernichtung der Fabrik der Welt durch die Einführung des Zehnstundentages weiter kraftvoll gediehen, und Preußen und Deutschland wurde der gefürchtete Konkurrent Englands, nicht durch überlange Arbeitszeiten, nicht durch schrankenlose Ausbeutung, nicht durch das Fehlen eines Koalitionsrechtes. Das Deutsche Reich, das heute neben Großbritannien der wichtigste Industriestaat Europas ist, hat in seinen Fabriken und Werkstätten kurze Arbeitszeiten, nähert sich der dritten Million organisierter Arbeiter. Es ist das Land der stärksten Arbeiterbewegung und doch gefürchtet, nicht am wenigsten von den österreichischen Industriellen als mächtigster Konkurrent auf dem Weltmarkt, ja auf dem heimatischen österreichischen Markte. Jenseits des Ozeans haben die Vereinigten Staaten von Amerika eine gigantische Entwicklung genommen, sie haben sich von Europa selbständig gemacht, das vorher die Union mit industriellen Produkten vollständig versorgt hatte. Heute spricht man von der amerikanischen Gefahr, d. h. man fürchtet die industrielle Konkurrenz der großen Republik. Solange in dieser Republik die Sklaverei herrschte, und solange die Tatsache der Sklaverei die Entwicklung einer selbständigen Arbeiterbewegung, wenn auch nicht hinderte, so doch nicht förderte, war das Gebiet zwischen dem Atlantischen und dem großen Ozean außerstande, zu industrieller Leistungsfähigkeit zu gelangen. Unter der Herrschaft des freiesten Koalitionsrechtes, unbeschränkter Versammlungsfreiheit, bei

hochentwickelten Gewerkschaften, in mancher Hinsicht sehr weitgehender Arbeiterschutzgesetze, wie z. B. des Achtstundentages für alle staatlichen Arbeiten, sind die Vereinigten Staaten von Amerika an die Seite Großbritanniens und des Deutschen Reiches als eine der drei ersten Industriestaaten der Welt gerückt, ja in manchen Industrien, so in der Eisenindustrie, in der Lokomotivfabrikation, in der Werkzeugmaschinen-, Nähmaschinen- und Schreibmaschinenfabrikation, in vielen Zweigen der Holzverarbeitung usw. usw. haben die Vereinigten Staaten die unbestrittene Führung. Gerade dort, wo die Industrien am mächtigsten blühen, sind die kürzesten Arbeitszeiten durchgesetzt worden, mußten den Gewerkschaften Zugeständnisse gemacht werden, die in Oesterreich noch nicht einmal als Forderungen formuliert wurden.

Gegen die am 14. Juli 1889 von den sozialdemokratischen Vertretern aller Länder formulierten Arbeiterschutzforderungen haben sich die bürgerlichen Parteien aller Parlamente in kräftigster Solidarität gewehrt. Trotzdem sind bedeutungsvolle Erfolge in der Richtung dieser Forderungen dem Unternehmertum aller Länder abgerungen worden. Heute ist der Achtstundentag aus dem Projekt zur Praxis erwachsen in einer ganzen Reihe englischer und amerikanischer, zum Teil auch russischer und deutscher, vereinzelt auch österreichischer Fabriken, in denen er seit Jahren mit vollem Erfolg und zur größten Zufriedenheit des Unternehmertums angewandt wird. Heute sehen auch Gegner der Sozialdemokratie ein, daß die Beschlüsse des Pariser Kongresses von 1889 weisichtig und klug die Richtlinien für die Entwicklung des Arbeiterschutzes gezogen haben. Man sieht ein, daß eine Verkürzung der Arbeitszeit im Interesse nicht nur der Arbeiter, sondern auch der Industrie liegt. Man erkennt auch in industriellen Kreisen, daß es nicht möglich ist, von den Arbeitern gleichzeitig eine früher vollständig unbekannte Intensität der Arbeitsleistung zu verlangen und die langen Arbeitszeiten aufrechtzuerhalten.

Aber der klugen und einsichtigen Unternehmer sind nicht viel. Das was die Arbeiter fordern müssen, das was auch der Industrie zum Vorteil gereicht, was die Konkurrenzfähigkeit unseres Wirtschaftsgebietes steigern kann, das müssen die Arbeiter in harten Kämpfen erobern. In diesem Kampfe wirkt die gesamte Arbeiterbewegung mit Herz und Kopf, mit Anwendung der politischen Machtmittel und mit denen des Koalitionsrechtes. Die größten Erfolge in dieser Richtung haben die Gewerkschaften, nicht zuletzt die österreichischen aufzuweisen.

□□

Der Maientag des Kindes.

Einmal war auch in Wien der 1. Mai ein Schulfesttag. Das ist anders geworden. Seit die Väter feiern, müssen die Kinder zur Schule. Der freie Maientag sähe einer offiziellen Anerkennung des Weltfesttages der Arbeit zu sehr ähnlich und da alles geschehen darf, nur gerade das nicht, müssen die Kinder schon brav zur Schule, wenn sie auch mit dem Kopfe so gar nicht dabei sind und auch nicht mit ihren zarten Seelchen, die Sehnsucht erfüllt nach dem bißchen Wiesengrün, nach den blühenden Praterkastanien und nach den anderen Freuden dieses Tages, der ihren Vätern zum höchsten Festtag geworden ist und an dem diese darum leichter und freigebiger die Kleinen Wünsche erfüllen, die ein großes Stück der Seligkeit der Kleinen ausmachen. Ja, wenn doch noch die Väter in die rauchigen, stauberfüllten Buden gingen, in denen sie jahraus, jahrein schufteten und roboteten — dann könnte die offizielle Kinderliebe den Kleinen den Tag schenken, den althergebrachten Festtag des Frühlings, da der Kuckuck die Menschen in den zartgrünen Buchenschlag lockt! Da aber auch die Väter Anspruch auf die Sonne des ersten Maientages erheben, da für sie dieser Tag zum Symbol des Befreiungskampfes geworden ist, den das Proletariat für die Erlösung der arbeitenden Menschen aus

dem harten Joche des Kapitalismus führt, müssen die Kleinen in die dumpfe Schulstube. Auch darin liegt symbolische Bedeutung. Die herrschende Klasse gibt kein Stück von ihrer Macht, das ihr nicht abgerungen wird. Reicht die Macht nicht für die Väter hin, für die Kleinen ist sie groß genug, und in den Kindern wurden die Väter getroffen, denen es nur ein halbes Fest sein kann, wenn nicht alle ihre Lieben daran teilnehmen. So symbolisieren die am 1. Mai zur Schule trappelnden Kleinen das Joch, in das die herrschenden paar Tausend die untere Million zwingen.

Wir leben heuer im „Jahr des Kindes“. Ein Regierungsjubiläum mußte kommen, auf daß die herrschende Klasse ihrer Verbrechen gewahr werde, auf daß sie sich ihrer Pfsicht erinnere den schwächsten und schutzbedürftigsten Gliedern der Gesellschaft gegenüber, den Kindern. Nun aber raffen sie alle Brosamen von ihren reichbesetzten Tischen und werfen sie auf einen Haufen, und wer am meisten zuträgt von dem Abfall, der gilt als höchster Patriot, als edelster Mensch, denn er hilft „dem Staate und den Völkern ihre höchsten Lebenswerte, ihre Jugend“ schützen . . .

Da fällt mir eine alltägliche Geschichte ein und es ist nützlich, sie zu erzählen, weil sie alltäglich ist.

*

Es war in den letzten Apriltagen des Jahres 1900, als mich mein Weg in das alte Erdberg führte, vorbei an den niederen verfallenen und verfallenden Hütten dieses absterbenden Stückes Alt-Wien hin zu dem mächtigen, alle Nachbarn überragenden Zinsbau aus den Fünfzigerjahren, über dessen Pforte die charakteristische Hausbezeichnung: „Zum Bienenstock“ steht. Wie die Zellwaben, so kleben auch hier die Wohnungen aneinander zu beiden Seiten der langen Gänge, die nicht belichtet, sich gleich Schachtgängen eines Bergwerks im Dunkel verlieren. Und fünf solcher Gänge sind übereinander, einer im Parterre und vier in den Stockwerken. 216 Wohnungen sind in dem Hause und 200 davon bestehen nur aus einem einzigen schmalen Raum, aus einer einfenstrigen Kammer, die ihren Bewohnern das Heim darstellen soll, die ihnen Arbeits- und Koch-, Schlaf- und Krankenzugleich ist. Hier erblicken die Kleinen das trübe Licht dieser Welt und hier sterben sie haufenweise hin, um, erst erstarrt, eine andere Wohnung im selben Hause zu beziehen, die Totenkammer, die im Parterregang untergebracht ist. Tausend Menschen wohnen in diesem Kerker und unter ihnen sind 300 Kinder. Vielleicht auch mehr. Von zweien handelt unsere Geschichte, von der zehnjährigen Poldi und von dem zwölfjährigen Karl. Sie waren die Kinder eines Spenglergehilfen. Und der war arbeitslos. Schon lange. Schon seit dem Herbst. Die Mutter aber, die verdiente. Zu Weihnachten machte sie Papierrosen, um den Kindern der anderen eine Freude zu machen. Papierrosen als Schmutz der grünen Tannenbäume und da die Tage kamen, da sich andere im Tanze vergnügen, da wand sie papierene Girlanden, womit die andern die Säle zu verschönern glaubten, in die sie zum Tanze gingen. Der Vater aber bastelte an alten Vogelhäusern herum oder er slichte blechernes Zeug, mehr, um nicht müßig zu gehen, als angelockt von dem hohen Lohn, der seiner wartete. Ab und zu half er auch der Mutter, wenn sie ein Einbindtuch voll mit Kartons daherschleppte. Postarbeit. Bis Samstag muß alles fertig sein. Dann griff auch der Vater zu und schnitt die Drähte vor, welche die Stengeln dieser Blumen darstellten, oder er versuchte sich auch mit dem Blumenwinden selbst, so wenig auch seine wulstigen Finger dazu geeignet waren. Und auch die kleine Poldi saß dann dort und neben ihr auf dem Koffer der kleine Karl und spät abends noch, wenn schon alle Kinder ruhten, saßen sie dort und wickelten papierene Blumen auf die Drähte, mitzuhelfen das Stück Brot zu erwerben, das sie zum Leben brauchten. Dann aber wars wieder nichts. Da ging die Mutter zu fremden Leuten waschen oder Stiegenreiben oder sie half irgendwo bei der großen Osterreinigung mit und dann wurden die Bissen noch schmaler. Aber die Kleinen kamen

wenigstens beizeiten ins Bett. Auch am Morgen vor der Schule brauchten sie sich nicht hinzusetzen, um Blumen zu machen mit ihren kleinen zarten Zingern, die sie sich schon so oft blutig gestochen hatten und die doch nicht den Dienst versagen durften.

Nun gabs wieder Postarbeit. Das Maientest war in der Nähe und dieses mußte genützt werden. Zehntausende ziehen in den Prater. Wenn man die alle mit den roten Maiblumen versehen könnte!

„Hunderttausend war'n vorig's Jahr im Prater. Das wär'n hunderttausend Büschel'n und jed's um zwei Kreuzer... Wie viel ist denn das?“

Die Poldi sucht ihren Bleistift hervor und beginnt auf einem Papierfetzen die große Rechnung zu machen: $100.000 \times 2 = 200.000$.

„200.000 Kreuzer, Mutter...“

„Aber Guld'n?“

Wieder rechnet die Poldi... . . .

$200.000 : 100 = 2000$.

„Zwatausend Guld'n, Mutter.“

Den Alten schwindelt vor dieser Riesensumme.

„Ein Büschel kommt uns auf einen halben Kreuzer, net amal ganz — das wär'n dann... 1500 Gulden... Kinder, das wär' dann a Leben...“

„Muatta, gelt, dann darf i aa Ringelspiel fahr'n!“

„Ja und die Poldi kriagt a neuz Kleiderl und Stiefel'n brauchts aa schon und der Bua aa und a Hofen und an Rod...“

Dann zerrannen plötzlich die Luftschlöffer... 100.000! Wenn's hoch ging, brachten sie 1000 zuwege. Für mehr konnten sie ja gar nicht Papier und Draht kaufen.

1000...? Und wieder begannen sie zu rechnen... 20 Gulden... auch das wäre noch ein Vermögen.

Aber wo verkaufen?

„Du gehst vormittag zum Dreher zur Versammlung, da kannst leicht hundert anbringen...“

„Ja, wann i net Schul' hatt'...“

„Gehst halt amal net in d' Schul', 's Brot is wichtiger.“

„Na, Muatta, dort is vorig's Jahr a Wachmann g'stand'n, der war so viel grob mit uns alle...“

„So stell' mi halt i hin mit'n Karl und du gehst mit'n Batter in d' Steingass'n. Dort is aa a Versammlung und z' Mittag stellst di in d' Schlachthausgass'n und i geh' am Praterstern... Aber jehz schauts wieder zur Arbeit, sonst is überhaupt nig.“

Wieder beugten sich alle vier über die Arbeit und jeder hing seinen Gedanken nach.

Der Vater dachte: 20 Guld'n... da könnt' m'r wieder den Zins zahl'n. Wir san eh schon zwa Woch'n schuldi... . . .

Und die Mutter dachte: Wanns nur net regnet, wie vorig's Jahr. Da hab'n wir ein Guld'n achtzig Kreuzer Schaden g'habt — fast all's hab'n wir wieder z' Haus bracht.

Der Karl dachte ans Sattessen und ans Ringelspiel und die Poldi an das neue Kleiderl. Und als sie sich spät abends auf dem Diwan aneinander drückten, um ihre blutlosen Leiber zu erwärmen, dachten sie noch immer daran und träumten selig dem Maientag entgegen.

Was er ihnen gebracht, ich weiß es nicht. Aber sehe ich seither die Weiber und Kinder am Festtag des Proletariats mit den Maiblumen stehen, mit den papierenen Rosen, da muß ich immer der beiden Erdburger Kinder gedenken, dieser blaffen, halbverhungerten Geschöpfe, die schon so frühzeitig alle Härten des Lebens zu fühlen bekamen und je alltäglicher ihre Geschichte ist, umso schlimmer.

Das Sammeln milder Gaben heißen sie hochtrabend die Jubiläumsaktion für das Kind. 10.000 Kinder sterben alljährlich in Wien allein im Säuglingsalter hin, 10.000 Wiener Kinder gelten als verwahrloßt, viele Tausende sind schon im zarten Alter ins Arbeitsjoch gebeugt, Tausende sind der Tuberkulose verfallen, ohne daß es der Gesellschaft

möglich wäre, ihnen genug Nahrung zu geben, um sie dem Würgengel zu entreißen, gesunde Kinder werden den Krankheiten preisgegeben und den Kranken wird nicht geholfen... und dann soll eine Sammlung ausreichen, um diese tausendfachen Verbrechen gutzumachen, um diese tausendfachen Wunden zu heilen! Das glauben die Herrschenden selbst nicht. Sie hoffen auch nur, die ärgsten Schäden lindern zu können. Das Proletariat aber weiß, daß sein und seiner Kinder Heil nicht von dem Brosamenhaufen kommen kann, der heuer zusammengeworfen wird — möge er auch noch so hoch werden. Es weiß, daß die Kinder des Proletariats erst dann als die höchsten Lebenswerte des Staates und der Völker gelten werden, bis sich erfüllt hat, wofür das Proletariat am ersten Tage des Maient kämpft, bis sich die Befreiung des Proletariats erfüllt hat. Dieser Tag wird auch der Maientag des Kindes sein. Max Winter.

In hoc signo . . .

Es ist der Abend vor dem ersten Mai. Ein trüber Tag will sich zum Orkus neigen. Ich bin allein. Ein Schatten huscht vorbei; Grau ist die Luft und düst're Nebel steigen Aus Niederungen und aus Klüften träge Empor zur Höhe. — Heiser kreischt die Säge Am Bache, welcher stumm das Tal durchfließt. In der Fabrik rumoren die Maschinen.

Da — ein Getöse dumpf und hohl; es schließt Den Werktag ab. Nun wird es ruhig drinnen. Aus der Fabrik und aus den Sägewerken Ergießen sich zwei Ströme, breit und lang; Die Müden strömen heimwärts, sich zu stärken, Um, ausgeruht, sich wieder an den Strang Zu spannen, den sie ziehen alle Tage, Wer weiß, seit wann, wer weiß, wie lange noch?

Ein Graubart hört die ungesproch'ne Frage. „Ei, Leute, ja! das Leben ist ein Joch,“ Spricht er bedächtig zu den Kameraden; „Darunter kriechen muß wohl jedermann Und hat man uns den Buckel voll beladen, So tragen wir es, bis der Sensenmann Die Last uns abnimmt und den Frieden bringt. So war es stets, so bleibt es immerdar.“

Der Alte nickt, verstummt und geht. Da dringt Ein schriller Pfiff von fern. Die ganze Schar Vernimmt ihn; mancher hemmt den Schritt, bleibt stehen Und blickt dahin, wo nun in raschem Flug Mit Lärm vorbeieilt wie der Sturmes Wehen Auf hochgedämmten Eisenweg ein Zug. Bald ist das dunkle Ungefüm verschwunden, Das rollende Gepolter dumpf verhallt.

Der Alte läßt sich stumm sein Pfeifchen munden, Indes die Faust ein Junger grimmig ballt Und aus gepreschter Kehle rauh die Worte Mit unverhaltener Erregung stößt: „Wer täglich Braten ißt und feine Torte, Wen fremde Arbeit von der Not erlöst, Der kann des Lebens Joch gar leicht passieren. Wir aber kriechen kaum auf allen Vieren — An deine Weisheit, Alter, glaub' ich nicht!“

Der Graubart lächelt schwach und alle horchen: „Es ist doch so; wer sich nicht biegt, der bricht; Die Großen herrschen, wir indes gehorchen. Glaub' immerhin: So ist es in der Welt. Wenn man schon sechzig Jahre vollgezählt, Wie ich, dann kennt man gründlich die Geschichte. So ist's, dein Ärger ändert nichts daran.“

Der Junge, hochrot im Gesichte, Erwidert: „Nein! Wer diese Mär erfann, Der komme mir nicht sorglos in die Nähe! . . . Sahst du den Zug? Der poltert in die Welt — Weißt du, wohin? Wenn ich voll Sehnsucht spähe,

Erblicke ich noch etwas Rauch. Doch, gelt, Der Zug ist fort, in weite, weite Fernen; Dort grünt ein andres Feld, ein andrer Wald Und fließt das Licht vielleicht von andern Sternen Und anders sind die Berge dort bemalt. Zu fremden Menschen eilt er, immer weiter; — Du aber sagst, es wäre alles gleich, Das Leben wäre nirgends schön und heiter, Die ganze Welt ein dumpfes Kerkerreich? Es ist nicht wahr! Ich glaube an das Glück.“

Da schmunzelt still der Alte und entgegnet: „Wohl, wohl, das Glück! Das ist ein schönes Stück, Nur daß es eben nicht vom Himmel regnet. Wer sich darauf versteht, der kann es fangen. Ei manchen blüht es auch in der Fabrik, Doch wahrlich nimmer unsern bleichen Wangen; Es liebt nicht solch armseliges Geschick.“

Ein Augenblick der Stille. Durch die Menge Geht dann ein Murmeln, halblaut, unbefimmt. Führt denn kein Weg aus dieser Trübsal Enge...? „Nun, man genießt das Glück, das man sich nimmt...“

Wer sprach? Wer gab da Worte dem Gedanken, Den keine Zunge auszusprechen wagte? „Man hat, was man sich selber muß verdanken...“ O Sehnsucht! Wie sie an den Herzen nagt!

Der Junge fährt empor. Es kocht sein Blut. „Es muß ein Glück für alle Menschen geben! Für uns die Ebbe, anderen die Flut, Da wir allein für sie die Schätze heben? Wir sollen immer geben, niemals nehmen, Uns nicht einmal der feigen Schwäche schämen?“

Es rieselt Männern, Frauen durch die Glieder, Die Augen sehen glückbegehrend auf. Trübselig senken sich die müden Lider, Es stockt der Wünsche leichtbeschwingter Lauf.

Wo ist der Born, aus welchem all den Schwachen Die unbekannte Zauberkräft erquillt? Ach, würde heiter doch der Himmel lachen! Doch Berg und Tal hat sich in Grau gehüllt Und trostlos gähnt das frühe Firmament. Schon stirbt der Tag und bald bedeckt sein Grab Die Nacht mit schwarzen Schleiern. Leise stöhnt Die Hoffnung, der kein Gott ein Zeichen gab.

Doch plötzlich — welch ein Bild! Im Westen flammt Ein grelles Feuer auf, so rot wie Blut; Die Wolken, eingeläutet von reichem Samt, Zerteilen sich und wallend bricht die Glut Des Sonnenabschieds durch die breite Spalte Und fließt vom Abendhimmel breit herab. Jüß in der Mitte schlängelt eine Falte Sich durch den Purpur und ein hoher Stab Vom Berge hält die rote Riefenfahne.

Das Arbeitsvolk steht still und sieht das Zeichen Und fühlt, als würde einem alten Wahne Von Schwäche und Verzagtheit es entweichen. Der Junge starrt voll Andacht auf das Bild; Im Herzen regt es sich ihm fromm und kühn, Es geht ihm durch die Nerven stolz und mild Und alle schauen, wie die Himmel glüh'n. Er blickt sie an und sagt bedeutungsvoll: „Es kommt der Tag, da werden alle frei, Wenn sich geeint, was einstmals siegen soll Im wunderschönen, jungen Weltenmai...“

Noch lange sah die Armen dort ich stehen, In ihren Augen lag des Himmels Licht, Ich fühlte ein geheimnisvolles Wehen Und las in heißen Herzen Zuversicht.

Ethin Kristan.

Verlag der Wiener Verlagsbuchhandlung Ignaz Brand, VI. Gumpendorferstraße 18.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. Wilhelm Ellenbogen.

Druck von Johann N. Bernay in Wien.